

KOMMENTAR

Solidarische EU



Detlef Drewes lobt das Hilfspaket der Staatengemeinschaft in der Corona-Krise: Jetzt müssen dennoch Lehren für die Zukunft gezogen werden

Das Paket steht. Niemals zuvor hat die Europäische Union in solcher Geschwindigkeit ein Sicherheitsnetz für die Mitgliedsstaaten geknüpft. Das Gerede von der mangelnden Solidarität, das sich anfangs zu Recht an egoistischen Exportbeschränkungen für medizinische Produkte entzündet hatte, müsste jetzt eigentlich verstummen. Zumal die Finanzminister auch der Versuchung widerstanden haben, die umstrittenen Euro-Bonds auf die Schnelle einzuführen, weil sie wussten, dass gemeinsame Anleihen derzeit nicht das sein können, was sie wirklich brauchen: kurzfristig verfügbare, schnelle Hilfe. Ob die nun beschlossenen 540 Milliarden Euro auch so wirken, wie sie wirken sollen, liegt ab jetzt an den Regierungen der Mitgliedstaaten.

Das Virus wird die Welt und die Wirtschaft noch Jahrzehnte lang stark belasten

Genau das ist der Haken. Nur ein kleiner Teil der Zuwendungen, nämlich die 100 Milliarden für ein europäisches Kurzarbeitergeld, sind sozusagen geschenkt. Bei allen anderen Mitteln handelt es sich um Darlehen, die zu einem nicht unerheblichen Teil mit Eigenmitteln unterlegt sein müssen. Das ist für jene Länder, die die Unterstützung besonders brauchen, nicht einfach. Italiens Schuldenstand wird vermutlich am Ende der Krise griechische Dimensionen erreicht haben. Und sogar Deutschland dürfte an den zusätzlichen Schulden noch etliche Jahrzehnte leiden.

Das Virus hat die Welt tief getroffen und wird die Politik noch lange belasten. Deshalb braucht die Gemeinschaft Perspektiven, die man gemeinsam schaffen kann. In den kommenden Wochen müssen die Staats- und Regierungschefs über den Finanzrahmen für die Jahre 2021 bis 2027 eine Einigung erzielen. Es wäre falsch, dieses bislang ergebnislose Gezere allein auf die Frage zu reduzieren, wie hoch der Beitrag der Länder für die Union ist.

Vielleicht wird nun sein, diese vermutlich über eine Billion Euro auszugeben, dass aus den großen Herausforderungen wie Klimaneutralität, Digitalisierung

und Forschung ein Konjunkturprogramm für alle wird. Die Finanzminister haben sich bereits im Grundsatz auf einen Wiederaufbau-Fonds für die Zeit nach Corona verständigt.

Die jetzige Situation kann dazu dienen, nötige Reformen deutlich zu beschleunigen

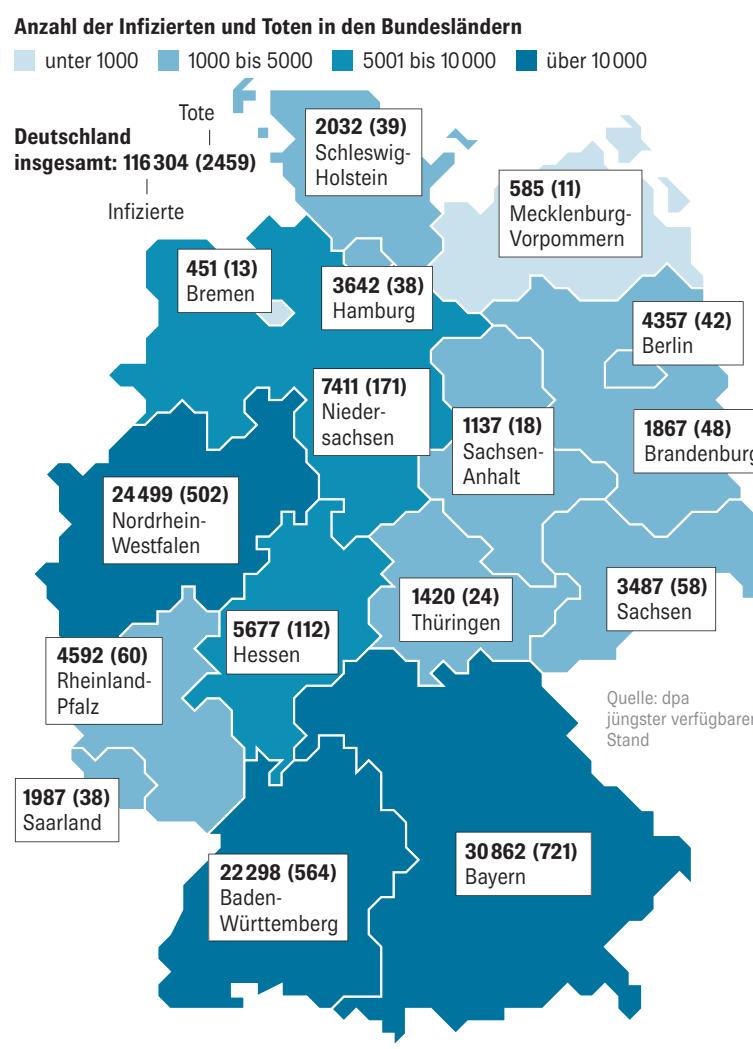
Das war notwendig und genau genommen der richtige Zeitpunkt dafür. Aber es darf kein Mammutfprojekt sein, mit dem die Union in die Zeit vor der Krise zurückkehrt. Sie muss es für den Sprung nach vorne nutzen. Die Ökonomie erst wieder aufzubauen, um sie dann umzustellen, wäre sinnfrei und sinnlos verballertes Geld. Deshalb sind nun die Vordenker dieser EU, die Visionäre gefragt, die Entwürfe dafür ausarbeiten, wie man die Lehren aus dem Lockdown mit pragmatischen Vorschlägen für einen Entwurf zukünftigen Wirtschaftsverbundes verbindet.

Ein Beispiel dafür ist die bittere Erkenntnis, dass Globalisierung nicht für alles eine Lösung, sondern auch manchmal ein Problem sein kann – wie am Medikamenten-Mangel, am Defizit von Schutzausrüstungen und medizinischen Geräten abzulesen ist. Ein angemessenes Wiederaufbau-Programm muss hier neue Strukturen und mehr Versorgungssicherheit schaffen, nicht die bisherige Abhängigkeit von China wieder herstellen.

Es ist gerade schwierig, über Chancen der Zukunft zu sprechen, aber genau das muss die Gemeinschaft tun

Man möchte das als die eigentliche Chance dieses tiefen Rückslags bezeichnen. Aber das wirkt unangemessen angesichts der vielen Opfer, die diese Pandemie schon gefordert hat und vermutlich noch kosten wird. Deshalb sind auch jene Parolen, Europa werde stärker aus diesen Wochen hervorgehen, als es hineingeschleift ist, wenig sensibel. Richtig aber bleibt, dass die EU das Notwendige mit dem Sinnvollen verbinden sollte, um zu lernen, aber auch um zukunftsfähig zu werden.

Corona in Deutschland



Corona-Krise weckt das Gute im Menschen

Die Anspannung ist überall spürbar: Die harten Regeln in der aktuellen Pandemie fordern der Gesellschaft einiges ab. Und doch reagiert eine große Zahl von Menschen nicht mit Aggressivität darauf – sondern mit Hilfsbereitschaft. Das erklärt die Psychologin Sina Klein.

Von Miray Caliskan



BILD/ISTOCK

Wir erleben die Taten vielleicht nicht in unmittelbarer Nähe, doch wir nehmen sie mehr denn je wahr – aus der Ferne. Die sozialen Medien quellen fast schon über mit Beiträgen, Bildern, Videos: Die Jüngeren gehen für die Älteren in der Nachbarschaft einkaufen oder führen ihre Haustiere aus; Musiker setzen sich auf ihre Balkone und spielen ausgerüstet mit Mikro und Lautsprecher auf ihren Gitarren, Keyboards und Celli; Gabenzäune mit vollgepackten Einkäufstüten werden für die Obdachlosen aufgestellt; Influencer fangen an zu spenden und rufen zu #supportyourlocals auf – eine Initiative, um Gastrobetriebe und den Einzelhandel zu unterstützen, indem man sich Essen nach Hause liefern lässt oder Gutscheine online erwirbt. Das Gute im Menschen, so scheint es, wurde durch die Corona-Krise wachgerüttelt. Woran liegt das?



Angst, Stress und Unsicherheit können positive Eigenschaften im Menschen hervorlocken

„Zunächst einmal muss die Situation an sich definiert werden. Wir befinden uns in schlechten Zeiten, ganz klar. Doch was macht diese Situation aus, und was bedeutet das für uns psychologisch?“, erklärt Sina Klein (Bild) von der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. Sie löst in uns ein Gefühl der Unsicherheit und des Kontrollverlusts aus, so die Psychologin. Wir machen uns Sorgen um uns selbst und um Menschen, die uns nahe stehen – bis hin zu Gedanken an die eigene Sterblichkeit. Wir fühlen uns durch die Isolation einsam und haben Angst, ohne sozialen Kontakte zu verlieren.

„Das menschliche Handeln ist immer durch mehrere Faktoren bedingt. Zum einen sind da stabile,

zeitlich überdauernde und individuelle Faktoren wie Persönlichkeit und Werte. Zum anderen wechselnde Faktoren, die je nach Situation anders sind, wie jetzt die Pandemie. Und ganz wichtig: die Interaktion aus beiden“, erklärt Klein. Logisch: Ein und dieselbe Situation kann auf unterschiedliche Menschen unterschiedliche Auswirkungen haben.

Jemand zum Beispiel, der eine starke Ausprägung auf der Persönlichkeitseigenschaft „Ehrlichkeit-Bescheidenheit“ hat, neigt eher dazu, sich prosocial zu verhalten. Menschen mit starken, altruistischen Werten helfen anderen mehr, solche mit egoistischen dagegen weniger – so auch diejenigen, die sich im Supermarkt um die letzte Packung Toilettenpapier prügeln.

„Ganz neue Studien zeigen auch, dass Personen mit viel Einfühlungsvermögen eher bereit sind, physical distancing zu betreiben, also zu Hause und damit Mitmenschen fernbleiben. Sie schränken sich persönlich für das Wohl anderer ein“, sagt Klein. Das, was als Gif bezeichnet werden kann – Angst, Stress, Gefühl von Unsicherheit –, bremsst nicht das Gute aus, sondern kann gar förderlich sein.

„Anderen Menschen zu helfen, kann uns selbst dabei helfen, all die negativen Gefühle zu reduzieren. Wir lassen uns ablenken oder fühlen uns bedeutender. Das ist eine Bevölkerungsstrategie. Hilfverhalten kann allerdings auch strategischer Natur sein: Helfe ich meinen Nachbarn heute, helfen sie mir dann, wenn ich selbst in Not, zum Beispiel unter Quarantäne, bin. Ich hoffe also auf Reziprozität und somit auch einen eigenen Nutzen.“

„Es gibt Menschen, die besonders hilfsbereit sind, weil es ihnen selbst gut geht oder eben, weil es ihnen so schlecht geht. Weil sie persönlich erleben, wie groß die Not ist und gerade deshalb dem alten Nachbarn oder der alleinerziehenden Mutter ihre Unterstützung anbieten. Doch wieso gerade jetzt? Wo doch Kummer und Leid auch vor dem Ausbruch des Virus auf der ganzen Welt existiert haben – und noch immer

existieren. Wo Hilfe, Spenden und Ehrenamt 365 Tage im Jahr eine wichtige Rolle spielen – und nicht nur jetzt. „Covid-19 ist allgegenwärtig. Man kann dem Virus und auch dem Gedanken an den Tod nicht mehr entkommen – wörtlich gesehen, aber auch im übertragenen Sinn, was den Konsum von Nachrichten angeht.“

Die aktuellen Probleme betreffen ganz konkret unsere eigene Nachbarschaft

Weil die Situation so präsent ist, ist auch die Gelegenheit, etwas Gutes zu tun, präsent. „Corona führt außerdem dazu, dass unsere unmittelbare Nachbarschaft bedroht ist. Das ist für die Menschen natürlich greifbar, bedrohlicher, die psychologische Distanz ist geringer. Der Gedanke, dass mein Lieblingscafé um die Ecke die Krise nicht übersteht, ist konkreter als andere Tragödien, die sich täglich auf der Welt abspielen. Da kann ich auch ganz konkret helfen: Ich spende Geld. Oder kaufe eben für meinen Nachbarn ein und weiß: Er ist für nächste Woche mit Lebensmitteln versorgt.“

Eine wichtige Rolle spielt dabei die Frage, wem gegenüber Menschen das größte Mitgefühl zeigen – nämlich denjenigen, die unserer Gruppe angehören. Sei es weltanschaulich, ethnisch oder religiös. Wie diese Eigengruppen gebildet werden, kann von der Situation abhängen, aber auch durch eigene Werte und die Persönlichkeit bestimmt sein, erklärt Klein.

„Es fällt Personen viel einfacher, für andere da zu sein, die ihnen selbst ähnlich sind. Zum Beispiel für die Lieblingsmusiker aus der eigenen Stadt, deren Konzerte zwar gerade ausfallen, aber die man trotzdem durch Spenden unterstützt. Weil sie einem näher sind und man mehr Gemeinsamkeiten mit ihnen hat als beispielsweise mit dem fremden Migranten auf einem Boot im weit entfernten Mittelmeer.“ Ein anderer

Gedanke, der mich von der Hilfe abhält: Ich als Einzelperson kann doch nichts bewirken. Überhaupt: Wie soll ich dem Geflüchteten an der griechisch-türkischen Grenze helfen? Soll ich einer Bewegung beitreten, soll ich Geld spenden? „Menschen wissen oft nicht so recht, was die effektivste Handlung ist. Deshalb lassen sie es sein.“

Klein erklärt, dass man den Eigengruppen-Effekt umstrukturieren kann. „Wenn wir es schaffen, alle Menschen als „unsere Gruppe“ zu betrachten, sollte auch das prosoziale Verhalten gegenüber Personen aus vormalen „anderen Gruppen“ zunehmen.“ Das Wir-Gefühl stärken und den Gedanken „Wir sitzen alle in einem Boot“ vorantreiben – so wie die in einem Boot versuchten zu unterstützen.

„Das ist nicht nur in Zeiten von Corona wichtig, sondern auch eszeniell für andere Situationen, in denen wir vor das Dilemma gestellt werden, ob wir in unserem Eigeninteresse oder im kollektiven Interesse handeln.“ Allen voran: der Klimawandel.

Bleibt von der Welle der Solidarität etwas übrig? Zweifel sind leider angebracht

Und wird das Gute in der Gesellschaft auch die Corona-Krise überdauern? „Ich würde sehr gerne ja sagen, aber ich befürchte, dass es ein Back-to-Basic geben wird. Dass die Menschen mit der Normalisierung des Alltags auch zu ihrem normalen Verhalten zurückkehren werden.“ Aber soziale Normen können viel bewegen, erklärt Klein.

„Wenn viele das Positive vorleben, erklären, wie dringend und notwendig es ist, zu helfen und zu kooperieren, können sie andere beeinflussen. Die Wahrscheinlichkeit, dass diejenigen, die dieses prosoziale Verhalten beobachten, auch etwas Gutes tun, ist sehr hoch“, so die Psychologin. (BILD: UNI HEIDELBERG)